



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Riegel, Herrman: Die Fremdwörterseuche : (Schluß.) : 3. Vorschläge zur
Abhilfe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Fremdwörterseuche.

Von Herman Riegel.

(Schluß.)

3. Vorschläge zur Abhilfe.



Wie ist das Elend, das nun schon Jahrhunderte lang dauert und das die Jahrhunderte als eine Schmach der deutschen Nation verdammten, endlich zu beseitigen? Wie ist ihm beizukommen, nachdem alle Ermahnungen und Bemühungen ohne dauernden Erfolg gewesen sind? Wie ist ihm abzuhelpfen, heute, wo die Fremdwörterseuche wie eine ansteckende Seuche wieder mit neuer Kraft um sich greift und allen wohlmeinenden Absichten geradezu zu spotten scheint? Dieses weiß ich: mit besondern Vereinen und Gesellschaften zur Bekämpfung des Übels, mit Vorschlägen zu Verdeutschungen und mit Wörterbüchern ist im großen und auf die Dauer nichts geholfen. Die Erfahrung lehrt es, von der Fruchtbringenden Gesellschaft bis zu Leibniz und Gottsched, von Leibniz und Gottsched bis zu Campe, und von Campe bis auf den heutigen Tag. Alle diese Bestrebungen wenden sich an die Einsicht des einzelnen und hoffen von dessen gutem Willen Berücksichtigung und Erfolg. Es ist ihnen aber mit verschwindenden Ausnahmen nirgends entsprochen worden.

Noch aus der allerneuesten Zeit kann ich hierfür einen Beleg heibringen. Im Juni 1880 wandte sich die Redaktion des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ mit folgender Aufforderung an ihre Mitarbeiter: „Wir richten an unsere verehrten Mitarbeiter die ergebenste Bitte, sich fortan in ihren geschätzten Einsendungen nach Möglichkeit aller unnötigen Fremdwörter zu enthalten. Die Gründe hierfür verstehen sich wohl von selbst. Die Redaktion, welche sich von Schuld in dieser Beziehung selber nicht frei weiß, wird thumlichst mit gutem Beispiel voranzugehen sich bemühen. Gerade bei der an keine Ländergrenzen gebundenen Verbreitung des »Magazins« erwächst die Verpflichtung, zu zeigen, daß die deutsche Sprache keine andern oder weniger Anlehen zu machen nötig hat als jede andre neuere Kultursprache. Zu peinlicher Deutschtimelei braucht selbstverständlich nicht übergegangen zu werden.“ Diese lobenswerte und verständige Aufforderung hatte keinerlei sichtbare Spur eines Erfolges. Wie ein rechter Hohn auf dieselbe erschien sogar mancher mit ganz „unnötigen“ Fremdwörtern vollgespickte Beitrag. So schrieb z. B. F. J. Honegger in Zürich über einen neuen Roman von Tissot und Améro *La Russie rouge* (1881, Nr. 2)

Grenzboten IV. 1882.

in dem unglaublichsten Mischdeutsch. Ich führe nur folgende Proben an: pifanteres Objekt, desperat, intim, verifiziren, Introdution von frappantester Eigenart, altseigneurial, spezifisches Objekt, table rase, pur, roués, à tout prix, Nuance, Comité, emigrirt, à corps perdu, modifiziren, Totalrevolution, raffinirte physiologisch-psychologische Personenmalerei, minutiöses Detail, Manier, Porträt, Effekt, strikt, flankiren, und in dieser geistreichen und geschmackvollen Art schier endlos weiter. Das war die Wirkung. Die Redaktion hätte sich ihre Mühe völlig sparen können. Wenn es ihr Ernst ist um die gute Sache, nehme sie selbst die Büchse in die Hand und schieße ohne Erbarmen das Wild und Raubzeug nieder, welches ihr ins Gehege kommt. Mit andern Worten: sie reinige selbst solch ein zusammengeflicktes Geschreibsel und stelle erst ein verständiges Deutsch her, ehe sie solche Beiträge zum Druck giebt. Dies ist das einzige Mittel, durch welches sie ihr Blatt vor der Sprachfudelei retten und schützen kann. Doch ist es ihr denn wirklich Ernst darum? Wer weiß es! So wenig aber wie hier eine einzelne Redaktion von der Einsicht und dem guten Willen irgend etwas erreicht hat, ebensowenig wird das Vereinen und Gesellschafsten, Ermahnungen und Büchern gelingen. Ich erwarte von solchen Mitteln nichts, garnichts, oder soviel wie nichts, wenigstens nicht unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen und Stimmungen.

Man hat auch gesehen, daß derartige Bestrebungen, weil sie zum Theil von Männern getragen wurden, welche nicht immer über alle notwendigen Erfordernisse verfügten, oft und leicht dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfielen. Schon die Fruchtbringende Gesellschaft hat in dieser Hinsicht die lehrreichsten Erfahrungen gegeben, und was die Ungeschicklichkeit der deutschstümmelnden Turnlehrer und Schulmeister vor dreißig und vierzig Jahren geschadet hat, wird noch in der Erinnerung vieler sein. Oft wissen solche Leute nicht einmal, was ein Fremdwort ist. Sie glauben, daß jedes Wort, dessen Stamm aus einer andern Sprache kommt oder dessen Stamm auch in andern Sprachen vorkommt, ein Fremdwort sei; und so legen sie ihre Lanzen ein fogut gegen die Nase wie gegen die Post, gegen das Fenster wie gegen den Groschen. Als ob der Ursprung allein das entscheidende Merkmal des Fremdwortes sei und nicht vielmehr die noch bewahrte ausländische Form, die im Zusammenhang der deutschen Sprache eben fremd erscheint. Nur um diese letztern, eigentlichen Fremdwörter, soweit sie unnötig und ersetzbar sind, kann es sich ja handeln, was auch im Vorworte des Grimmschen Wörterbuches klar und deutlich hingestellt ist. Jede falsche Maßregel aber, jede Übertreibung schadet. Es ist also große Vorsicht und völlige Sachkenntnis nötig, die nicht bei jedem Schulmeister und jedem Mitgliede eines Vereins ohne weiteres vorauszusetzen sind.

Wenn nun aber von allen diesen Bestrebungen nichts sicheres und bedeutendes zu erwarten ist: was soll, was kann dann geschehen? — Ich will mich kurz fassen.

Zuvor aber glaube ich dem Leser wie der guten Sache selbst die Erklärung schuldig zu sein, daß ich ungeachtet dieser Thatsachen, welche sich nicht bestreiten lassen und welche nur allzu laut reden, keineswegs an der Möglichkeit eines aus einer freiwilligen Bewegung innerhalb der Nation hervorgehenden Umschwunges verzweifle. Warum soll nicht eine Geistesströmung möglich sein, welche jenen Schlamm wegspült? Warum soll nicht in der deutschen Volke jener edle Stolz auf unsre Sprache erwachen, den Grimm erhoffte, und der doch so natürlich ist? Diese Möglichkeit wird man unter allen Umständen offen halten müssen, und deshalb betrachte ich auch diese Aufsätze als eine Art von Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Aber ich bleibe trotzdem dabei: ein Erfolg ist, wie die Sachen heute liegen, von einer freiwilligen, allgemeinen Bewegung nicht zu erwarten. Deshalb habe ich mein Augenmerk auf andre Mittel und Wege gelenkt.

Ich rufe die Hilfe des Staates an, also des deutschen Reiches und seiner Glieder. Von dort allein kann zur Zeit wirkliche Hilfe kommen. Meine Vorschläge sind demnach folgende.

1. Vonseiten der Verwaltung muß eine gründliche Reinigung der Verwaltungssprache in allen Zweigen des Staats- und Gemeindelebens bewirkt werden.

2. In der Schule schon muß der Nachwuchs in dem Gefühle erzogen werden, daß die Sprachmengerei eine Schande sei, und die Lehrer aller Schulen — von der Volksschule bis zur Hochschule — müssen angehalten und ermahnt werden, die Unterrichtssprache selbst rein zu halten.

3. Es muß eine wissenschaftliche Behörde bestellt werden, welche der Verwaltung zur Hand geht, auf die Schule Einfluß übt, die Sprache überhaupt überwacht und in weiterer angemessener Weise für den guten Zweck thätig ist.

Ich will diese Punkte im einzelnen etwas näher durchgehen.

1. Die Verwaltungssprache. Wie es auf diesem Gebiete in Deutschland steht, mag ich gar nicht auseinandersetzen. Es ist wahrhaft traurig. Wir tragen hier die Zeichen jahrhundertelanger Abhängigkeit von der Kultur des Auslandes, ja selbst die Merkmale der Unterjochung und Knechtschaft noch breit und deutlich an der Stirn. Mit umso größerer und wärmerer Freude begrüßt man jede Heilung, jeden Versuch einer Heilung und Wiederherstellung. Der Herr Staatssekretär Stephan ist hier zuerst mit Kraft,kenntnis, Folgerichtigkeit und vielem Glück in größerem Maßstabe vorgegangen. Er hat uns von zahlreichen Ungeheuern in der Postsprache befreit und an deren Stelle vernünftige und schickliche deutsche Wörter eingeführt. Anerkennung und Dank sei ihm zu Teil, auch wenn er nicht überall einen gleich glücklichen Griff gehabt hat, und wenn ihm auch noch manches zu thun übrig bleibt. Ich will hierbei nicht unterlassen, auf einen lehrreichen Fall hinzuweisen. Für Couvert schlug er das Wort Briefumschlag vor. Das ist ein hart klingendes, ziemlich schwerfälliges Wort, über

welches die Zunge etwas stolpert und welches denn auch als von der öffentlichen Meinung abgelehnt erachtet werden kann. Aber warum wählte Herr Stephan dieses Wort, da er doch in den Fremdwörterbüchern schon das viel bessere und, wie mir scheint, ganz passende: Briefdecke fand? Wenn solch ein vereinzelter Mißgriff am grünen Holze geschieht, was läßt sich erst am dürren erwarten! Die Sache muß also in den allerbesten Händen liegen und mit der weisesten Vorsicht behandelt werden. Deshalb muß den Verwaltungsmännern ein Beirat zur Seite gestellt werden, der namentlich wissenschaftlich, aber auch praktisch*) auf der Höhe der Aufgabe steht.

Ein weiterer, sehr anzuerkennender Schritt ist im Bereiche der Gerichtssprache gethan worden, wo mit der Einführung der neuen deutschen Gerichtsordnung eine Menge deutscher Ausdrücke an Stelle der ältern bösen Eindringlinge eingeführt worden sind. Auch hier ist man mit wenigen Ausnahmen durchweg glücklich verfahren, und auch dieses Vorgehen verdient Anerkennung und Dank.

Aber das sind bis jetzt immer nur kleine Anfänge, vereinzelte Maßregeln, die dem gewaltigen Heer der Fremdwörter auf allen sonstigen Zweigen der Verwaltung gegenüber nicht viel verschlagen. Überall sind sie als Benennungen von Sachen, Einrichtungen, Handlungen und Personen massenhaft gebräuchlich, in allen Staaten, und auch das deutsche Reich hat bei der neuen Einrichtung seiner Verwaltung hier fast wahllos alles gebräuchliche aufgenommen. Ganz besonders widerwärtig ist aber die dienstliche und wissenschaftliche Sprache im Heere. Daß deutsche Männer, in deren Tüchtigkeit das Wohl und Wehe des Vaterlandes, das Geschick der Nation ruht, sich mit *chargiren*, *debouchiren*, *depoyiren*, *detachiren* und hundert andern iren, mit *Visiren*, *Töten*, *Queues*, mit *Porte épées*, *Capitain d'armes*, *Fouriers* und mit tausendfältigem andern Mißmasch plagen müssen, ist wahrhaft grausam. Sind wir es denn nicht unserm ruhmvollen Heere schuldig, es von dieser schimpflichen Plage zu erlösen?

Wenn auf allen diesen Gebieten eine Reinigung der Sprache angestrebt und allmählich durchgeführt würde, wenn Gesetze, Erlasse, Verordnungen und Bekanntmachungen durchweg in gutem und anständigem Deutsch abgefaßt würden, so müßte das von selbst zu der wünschenswertesten Nachfolge anregen. Die Stadt- und sonstigen Gemeindebehörden würden bereitwillig sich anschließen, ja selbst private Vereinigungen, Genossenschaften, Aktiengesellschaften, Vereine aller Art würden nicht ausbleiben. „Ein großes Muster weckt Nachahmung!“ Nun wohl, der Staat allein kann dieses große Muster hinstellen. Er allein hat die Macht

*) Der Herr Verfasser hat geschrieben wirklich, was offenbar ein deutsches Wort für praktisch sein soll, wie er denn theoretisch durch wissenschaftlich wiedergibt. Dieses wirklich aber würde sicherlich jeder Leser für einen komischen Druckfehler halten, und da wir trotz aller Bemühungen keinen andern kurzen Ersatz für das Fremdwort gefunden haben, so haben wir in des Teufels Namen das praktisch in den Text gesetzt. D. Red.

und das Ansehen, den Erfolg herbeizuführen und Achtung vor seinem Thun hervorzurufen. Er ist der Herr der Sprache auf allen diesen Gebieten, und so hat er das Recht und darum auch die Pflicht, hier helfend und wiederherstellend gutzumachen, was frühere Zeiten nationalen Verfalles gesündigt und verdorben haben. Er kann nicht bloß seine Beamten, er kann auch seine Untertanen und alle, die zu ihm in Beziehung stehen, zwingen, die von ihm festzusetzenden guten deutschen Ausdrücke anzunehmen und anzuwenden. Der Gebrauch aber erzeugt schnell die Gewohnheit. Und so erwies er unsrer Sprache und damit der ganzen Nation eine unermessliche Wohlthat.

2. Die Schule. Es ist bekannt, daß die deutsche Sprache lange, lange Zeit auf den Schulen arg vernachlässigt worden ist. „Alles muß der Mensch lernen — sagt Arndt in seiner Schrift »Über den Gebrauch einer fremden Sprache« —, nur seine Sprache will der Deutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen.“ So ist es wider meinen Willen mir buchstäblich ergangen: ich habe niemals, weder auf der höhern Bürgerschule noch auf dem Gymnasium, deutschen Sprachunterricht genossen. Es war damals so, und niemand fand etwas dabei. Diesem Umstande wird vielleicht mancherlei von den Schäden, die hier erörtert werden, zuzuschreiben sein. Daß aber auch der deutsche Sprachunterricht heutzutage noch keineswegs der Sache völlig gerecht wird, lehrt die Seuche der Wortmengerei. Würde in den Schulen nur einige Aufmerksamkeit, einiger Fleiß auf die Reinheit der Muttersprache gelegt, niemals hätte es soweit kommen können. Aber die Lehrer gerade gehören im Vortrage wie in Schriften oft mit zu den schlimmsten. Ich messe ihnen keine Schuld bei, denn sie sind eben auch in diesem sprachlichen Bummel erzogen worden und sind später nicht auf das garstige und unwürdige dieser Sprachmanscherei richtig hingewiesen worden. Aber der deutsche Lehrerstand hat einen so echten Kern nationaler Gesinnung, so lebhaftes Gefühl für Anstand und Würde, daß es nur des rechten Anstoßes bedarf, um ihn auch für die Reinheit und Schönheit unsrer Sprache zu begeistern. Aber indem dies geschieht, wird man zugleich bemüht sein müssen, seiner Begeisterung Richtung, Weg und Ziel klar anzudeuten.

Ich meine also, man möge den Lehrern empfehlen, sich, ohne Vernachlässigung der eigentlichen Sprachkunst, doch mehr auf Geist und Wesen der Sprache zu legen, sich zu durchdringen vom Werte und der Schönheit unsrer Sprache, sich zur Reinheit derselben zu gewöhnen und die fremden Einnischlinge als Flecken und Befudelungen unsrer Sprache empfinden zu lernen. So mögen sie denn selbst diese Fremdlinge ächten und vermeiden, und in diesem Sinne mögen sie auf die ihnen anvertraute Jugend einwirken. Ich habe aber dabei nicht bloß die Volksschullehrer im Auge, sondern auch, und fast noch mehr, die Lehrer der höhern Schulen und selbst die der Hochschulen. Auch von den Lehrstühlen der deutschen Hochschulen schleicht die Seuche weiter und verdirbt die Sprache der jugendlichen Hörer. Die Ministerien und obersten Schulbehörden können durch

weise und ernste Anweisungen hier sehr viel gutes stiften, schon für die Lebenden, noch mehr aber für die künftigen Geschlechter. Möchten sie der trefflichen Worte Uhlands eingedenk sein:

Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort.

3. Die Akademie. Schon Leibniz hat sich von einer „unter höherm Schutz stehenden Deutsch-gefinnten Gesellschaft“ viel des guten versprochen, und er hat dann der Berliner Akademie die von ihm dieser Gesellschaft zuge dachte Aufgabe mit in die Wiege gelegt, wie in vorigen Aufsatz bereits ausgeführt wurde. Seitdem ist man wiederholt auf diesen oder einen ähnlichen Gedanken zurückgekommen; man wünschte auch bei uns eine Einrichtung zu haben, welche die Sprache überwachen möchte, ähnlich wie es in Italien die *Academia della crusca*, in Frankreich die *Académie française* und in Spanien die *Academia española* thut. Der letzte, welcher diesen Wunsch öffentlich und nachdrücklich ausgesprochen hat, war Emil DuBois-Reymond, der ständige Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, der als Festredner am Geburtstage des Kaisers im Jahre 1874 in dieser gelehrten Körperschaft „über eine Akademie der deutschen Sprache“ (Berlin, 1874) handelte. Die Berliner Akademie selbst ist dem Wunsche ihres Sekretärs bisher nicht näher getreten, vielleicht bloß deshalb, weil er sich nicht unmittelbar an sie selbst gewandt hatte. DuBois-Reymond hat allerdings zunächst das Leben und die Verhältnisse der Sprache überhaupt, aber auch die Befreiung derselben von den fremden Mischlingen im Auge gehabt, und er hat das, was zu erstreben sei, ausführlich dargelegt. Er verlangte eine über Deutschland verbreitete, durch Wahl unter kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende Akademie der deutschen Sprache, welche die ersten Schriftsteller und Sprachkenner in sich vereint und in der Reichshauptstadt ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hat. Dieser Wunsch wird auch jetzt festzuhalten sein, und wir nehmen ihn auf, wenn auch dem Zwecke, den wir hier verfolgen, vielleicht noch auf eine einfachere Weise zu dienen wäre. Aber die sprachlichen Dinge hängen eng zusammen, und so fände diese Akademie ein weites und einheitliches Arbeitsfeld. Die Stiftung und Einrichtung einer solchen Akademie kann natürlich nur von Reichswegen geschehen, und es soll uns gleich sein, ob der Kanzler, der Bundesrat oder der Reichstag den Anstoß giebt, wenn dieser Anstoß nur erfolgt.

Arbeiten könnte diese Akademie ungefähr nach Art der in München durch König Maximilian II. eingerichteten „Historischen Kommission.“ Sie könnte sich an die Berliner Akademie äußerlich anlehnen, doch könnte sie auch für sich bestehen. Die Akademien zu Berlin und München, sowie die wichtigern Hochschulen könnten leicht den Stamm gelehrter Männer liefern, an welchen sich dann einige Dichter und Schriftsteller, als die Künstler der Sprache, angeschlossen. Doch wäre es gewiß auch notwendig, Männer aus den verschiedenen Berufs-

zweigen, wenn auch nur vorübergehend, heranzuziehen, damit die unentbehrliche Beziehung zum wirklichen Leben fest hergestellt und, was insbesondre die Fremdwörter angeht, die Bürgerschaft gewonnen werde, daß die von der Akademie vorzuschlagenden deutschen Ausdrücke auch da, wo sie eingeführt und angewandt werden sollen, Anerkennung finden. Ohne diese Beziehung könnte die Akademie leicht auf ein rein theoretisches Gebiet sich eingeschränkt sehen, und es würde andererseits den Bestrebungen der Verwaltungen, Behörden und Berufsklassen jener tiefere, wissenschaftliche Rückhalt und Boden abgehen, ohne den ein sicheres Vorgehen nicht möglich ist.

Ich verzichte aus naheliegenden Gründen darauf, hier mehr von der Einrichtung und der Arbeitsweise dieser Akademie zu sagen. Doch glaube ich, diejenigen Grundsätze bezeichnen zu sollen, nach denen sie den Fremdwörtern gegenüber zu verfahren haben würde. An der Spitze dieser Grundsätze steht der, den ich schon oben aufgestellt habe: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Auch das habe ich schon oben gesagt, daß ich keine Übertreibung, keine blinde Reinigungswut will. Ich gehe sogar soweit und sage: Man kann und darf vernünftigerweise nichts dagegen haben, daß mit Maß, Umsicht und Geschmack ein Fremdwort, selbst ein entbehrliches, einmal angewendet werde, denn auch das ist ja ein Vorzug unsrer Sprache, daß sie das gestattet und kann; aber man wird aufs schärfste jenes jämmerliche Vermengen und Durchsetzen der Sprache mit fremden Fetzen verurteilen müssen, also daß sie nicht mehr wie deutsch aussieht, sondern wie ein klägliches Rotwälsch. Diese Ansichten sind immer von allen wahren und einsichtigen Freunden unsrer Sprache festgehalten worden, und ich glaube, daß es am Orte sei, hier die Äußerungen von einigen derselben einzuschalten. Ich wähle dazu Leibniz, Gottsched und Goethe.

Leibniz spricht sich in seiner bereits oben angeführten „Ermahnung an die Deutsche u. s. w.“ folgendermaßen aus: „Ich will keinem über ein fremd Worth, so wohl zu Passe komt, den Proceß machen, aber das ungereimte unnöthige Einflicken ausländischer auch nicht einmahl verstandener, nicht zwar Worte, doch Red=Arthen, die ganz gleichsam zerfallende Sätze und Abtheilungen, die ganz unschickliche Zusammenfügungen, die untaugliche Vernunfftgründe, deren man sich schämen müste, wenn man nur etwas zurückdenken wollte: dies alles ist, was nicht nur unsere Sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die Gemüther anstecken wird.“ Und in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken u. s. w.“ sagt er: „Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes aber bequemes Wort als eine Tod=Sünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte, und seiner Rede den Nachdruck nehme; denn solche allzu große Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister solange feilet und bessert, bis er sie endlich gar verschwächet.“ Endlich wendet er sich

auch gegen das übertriebene und uneinsichtige Vorgehen zur Beseitigung der Fremdwörter mit folgenden tadelnden Worten: „Man hat aber gleich auf einmahl den Lauf des Übels hemmen, und alle fremde auch sogar eingebürgerte Worte auszubannen wollen. Dawider sich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte gesträubet, und das sonst zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, daß also auch dasjenige nicht erhalten worden, so wohl zu erlangen gewesen, wenn man etwas gelinder verfahren wäre.“

Gottsched, der in seiner „Sprachkunst“ nicht minder kräftig als Leibniz gegen die „ausländischen Brocken“ eifert, redet doch zugleich derselben weisen Vorsicht das Wort. Er sagt: „Indessen wollen wir deswegen alle die Grillen einiger vormaliger Jesaner, und Begnißschäfer, auch Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft nicht billigen; die alles, was einigermaßen fremd war, aus dem Deutschen ausmärzen wollten. Es ist nicht ganz möglich, sich in einer Sprache aller ausländischen Redensarten zu enthalten.“ Er führt dann das Beispiel der Griechen, Römer und Franzosen an, deren Sprachen eine Menge fremder Wörter aufgenommen haben, aber er meint doch, daß man diesen fremden Wörtern, wie es die genannten Völker gethan haben, auch im Deutschen „soviel möglich ist, ein einheimisches Ansehen“ geben solle. Also auch er legt, wie natürlich, den geringern Wert auf den Ursprung des Stammes als auf die Fremdartigkeit der Form. Die Wörter solcher fremdartigen Form erscheinen ihm in die deutsche Sprache eingemengt barbarisch, und er findet „es lächerlich, sich ihrer zu bedienen, wo im Deutschen selbst gute Wörter vorhanden sind.“ Aber er warnt zugleich vor Übertreibungen, indem er auf die Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft hinweist, die ihrerseits dadurch lächerlich wurden, daß sie bisweilen auf eine seltsame Art vorgingen, welche der deutschen Sprache nicht gemäß war. Und, gleichsam als einen Trost, fügt er hinzu: „Wer es gut trifft, der wird nicht ausgelachet werden.“

Endlich Goethe, der zu den höchsten und reinsten Quellen der Sprache aufsteigt. „Die Muttersprache, sagt er, zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammen greifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her.“

Also keine Überstürzung, keine Einseitigkeit, keine Schulsucherei. Die Akademie schlage an den Felsen unsrer Sprache mit dem Zauberstabe wahren geistigen Verständnisses und wirklich lebensvoller Begeisterung, und das klare, reine Wasser wird ihr und uns sprudeln. Sie halte sich fern von allen engherzigen Schulmeistereien, von allem ängstlichen Übertragen nach Maßgabe der Wörterbücher, von allen gefährlichen Versuchen abenteuerlicher Deutschtümelei. Sie lausche dem Geist der Sprache in seinem stolzesten Rauschen wie in seinen leisesten Regungen, und sie schöpfe bei ihrer Arbeit aus der Fülle dieses Geistes. Dann wird sie Segen verbreiten über die ganze Nation.

Bei dieser Arbeit, die hier immer nur, soweit sie die Fremdwörter betrifft, in Betracht kommt, wird die Akademie gewiß zunächst eine große Scheidelinie ziehen müssen, um die Böcke von den Schafen zu trennen. Da wird man fürs erste und bis auf weiteres von denjenigen absehen können, welche aus dem Griechischen, Slavischen und außereuropäischen Sprachen stammen, da sie die eigentliche gefährliche Vermengung und Entstellung unsrer Sprache nicht bewirken. Doch würde immerhin ein Ersatz für die aus dem Griechischen kommenden wissenschaftlichen Ausdrücke anzustreben sein. Die eigentliche Masse der Fremdwörter, gegen die wir uns wehren müssen, stammt aus der römischen und den romanischen Sprachen, ganz besonders aus dem Französischen. Deshalb ist die Überschwemmung des Deutschen mit Fremdwörtern fogut wie gleichbedeutend mit der Verwälschung der Sprache. Das eigentliche Ziel der Reinigung, welcher die Akademie wissenschaftlich dienen soll, muß also auf die Entfernung dieser wälschen Ausdrücke gerichtet sein. Schon Leibniz sagt in diesem Sinne in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“: „Die Lateinische, Französische, Italiänische und Spanische Worte belangend, so gehöret die Frage, ob und wie weit deren Einbürgerung thunlich und rathsam, zu dem Punct von der Reinigkeit der Sprache; denn darin suchet man eben zum Theil die Reinigkeit des Deutschen, daß es von dem überflüssigen fremden Mischmasch gesäubert werde.“ Auf die Ersetzung dieses wälschen Mischmasches durch Wörter germanischen Ursprungs und deutscher Form kommt es also vorzugsweise an.

Bei Auffuchung solcher Wörter wird man nicht allein in die Tiefe, in jene geheimen Schächte, die Goethe bezeichnete, dringen dürfen, sondern man wird auch in die Breite, in die geschichtliche Entwicklung und die örtliche Verteilung der Sprache gehen müssen. Was die deutsche Sprache in ihrem langen Leben für die vorliegenden Zwecke irgend brauchbares hervorgebracht hat, wird man in Berücksichtigung ziehen müssen. Die althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprachdenkmäler, die landschaftlichen Mundarten der ober- wie niederdeutschen Stämme, die ältern Staatschriften und dienstlichen Ausdrücke, besonders des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sowie die neuhochdeutsche Literatur bieten einen Schatz, aus dem Vergessenes und Verborgenes hervor-

geholt werden kann, um fremde Eindringlinge zu erfegen. Auch heute noch werden in verschiedenen Staaten, Landschaften oder Städten deutsche Ausdrücke gebraucht, an deren Stelle sonst überall Fremdwörter laufen. So nennt z. B. die Main-Neckar-Bahn die sogenannten Kupees Abteilungen, so heißen in Österreich die Fahrbillets Fahrkarten; in Wien sagt man statt Parterre ebenerdig, in Köln statt Parterrestage Unterhaus. In ganzen Gegenden Oberdeutschlands und der Schweiz sind die Ausdrücke Tagfahrt für Termin, Tunke für Sauce, Abweichung für Diarrhöe gebräuchlich u. s. w. Ich wollte nur einige Beispiele anführen, um zu zeigen, wie nahe oft das Gute liegt. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit würde aber der niederländischen Sprache zu widmen sein, in der eine Menge von Wörtern erhalten sind, welche das Neuhochdeutsche verloren hat, und die auch gute eigne Worte gebildet hat für Dinge, welche wir mit fremdem Namen nennen. Sie sagt z. B. statt Protektor beschermheer, statt rentoiliren verdoeken (vertuschen), statt Carroussel paardenmolen (Pferdemühle), statt Avenue laan oder lei, statt Datirung dagteekening, statt Tapezierer behanger, statt Kupee vak u. s. w. Schon Leibniz sagte in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ in dieser Hinsicht: „Was das Holländische betrifft, würde unsre Deutschen zumal guten Zug und Macht haben, durch gewisse Abgeordnete, das Recht der Mutterstadt von dieser deutschen Pflanze einzusammeln, und zu dem Ende durch kundige Leute die Holländische Sprache und Schriften untersuchen und gleichsam wardiren zu lassen, damit man sehe, was davon zu fordern, und was bequem dem Hochdeutschen einverleibt werden.“ Auf diese Fundgrube sind seitdem wiederholt die Freunde deutscher Sprachreinheit zurückgekommen; auch Stephan hat in seinem am 17. Februar 1877 zu Berlin über „Die Fremdwörter“ gehaltenen Vortrage nachdrücklich auf sie hingewiesen. In demselben Sinne, wenn auch in viel beschränkterem Umfange, würden die skandinavischen Sprachen und unter Umständen auch die englische Sprache in Betracht zu ziehen sein.

Das sind die Mittel und Wege, welche, mit Klugheit und Mäßigung angewandt, zwar allmählich, aber sicher die deutsche Sprache von den fremden Einmischlingen, den beschämenden Zeugen und Zeichen unsrer langen, langen nationalen Entartung und vielfachen schweren Unterjochung endlich befreien könnten. Niemand wird sich die Schwierigkeit des Unternehmens verhehlen. Neben der rechten Einsicht und dem guten Willen wird nicht selten viel Nachdenken, Geschicklichkeit und Zartgefühl erforderlich sein. Aber dann wird es eher, als es den Anschein hat, gelingen, das Übel, so alt und eingewurzelt, so verbreitet und viel verzweigt es auch ist, zu heilen.

Wir haben uns auf allen Gebieten national gehoben, wir sind in Wissenschaften und Künsten wieder aufgestanden und nicht selten den andern Völkern vorangeschritten, wir haben die, welche unsre staatliche Wiedergeburt hindern wollten, blutig und eisern niedergeschlagen und haben unser Reich kraftvoll wieder

aufgerichtet. Aber damit ist nicht alles gethan. Noch machen sich im Innern mächtige reichsfeindliche Bestrebungen geltend. Die einen rütteln aus böser Absicht, die andern in thörichter Verblendung an dem kaum unter Dach gebrachten Bau. Wieviel sittliche Kraft des Volkes ist hier noch vonnöten, und wie unerläßlich ist es, diese Kraft zu stärken! Noch auch stehen im Osten und Westen gewaltige Nachbarn bis an die Zähne gerüstet, lauernd und spähend an unsern Grenzen. Wir können über Nacht in den schwersten und fürchterlichsten aller Kriege gestürzt werden, und wie sollen wir ihn bestehen ohne die höchste sittliche Kraft! Das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes müssen wir nähren, hegen und pflegen, damit es fest am nationalen Gedanken halte und die innern Feinde des Reiches erfolgreich zügeln, damit es am Tage der Gefahr in helle Begeisterung sich entflamme und in sicherster Beharrlichkeit den vaterländischen Boden schütze.

Glaubt man aber mit einer bequemen Duldung des täglich zunehmenden sprachlichen Mischmasches das echte und rechte Nationalgefühl im deutschen Volke heben zu können? Ich will mich bescheiden, hier Antwort zu geben. Jeder echte und rechte Deutsche kann sie sich selbst geben. Doch will ich zum Zeugnis, daß auch diese Wechselwirkung zwischen Sprache und Nationalbewußtsein längst erkannt ist, nochmals die Worte zweier großen Männer der Vergangenheit wiederum anführen. Leibniz beginnt seine „Unvorgreiflichen Gedanken“ mit dem Satze: „Es ist bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben.“ Und Arndt sagt in seiner Schrift „Über den Gebrauch einer fremden Sprache“: „Die Sprache ist ein Spiegel des Volkes, das sie spricht.“ Und weiter: „Weil denn die Sprache eines Volkes das innigste Gemüth, die verborgene Geschichte, die älteste Entwicklung, kurz die ganze Art seines Empfindens, Denkens, Darstellens und Lebens verschließt, so verändert, was die Sprache verändert, notwendig auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt und auf irgend eine Weise den klaren und lauterem Fluß derselben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung, Verrückung, Hemmung und Trübung des ganzen Volkes. Denn ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht. Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.“ Unsere Sprache ist aber leider vielfach verdorben und selbst schon gefahrdrohend zerstört, indem, von andern zu schweigen, viele Wörter derselben vernichtet oder beseitigt worden sind zu Gunsten fremder Einnischlinge. Deshalb ist die Wiederherstellung der nationalen Sprache in ihrer Echtheit, Reinheit und Schönheit nicht bloß eine Sache der Sprache an und für sich, sondern eine nationale Aufgabe des deutschen Volkes, seiner Vertreter und seiner Leiter.

Unser großer und edler Dichter hat das inhaltmächtige Wort gesprochen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Nun wohl, zur Ehre einer Nation gehört auch die würdige, zum mindesten die anständige Behandlung ihrer Sprache. Mag die deutsche Nation zusehen, wie sie vor dem Urteile der fremden Völker und vor dem Gerichte der Weltgeschichte besteht. Mögen die Regierenden erkennen, welche Macht ihnen gegeben, der Nation zu helfen, und mögen sie sich beeilen, ihre Pflicht zu thun. Ich habe mein Gewissen gewahrt und wasche meine Hände.



Aus der Baugeschichte Leipzigs.

Von G. Wustmann.



Wenn ein Fremder, der die Geschichte Leipzigs nicht näher kennt, zufällig einen Blick thäte in einen Band des Leipziger Adreßbuches aus dem vorigen Jahrhundert — und etwas ähnliches wie ein Adreßbuch giebt es in Leipzig schon seit 1701: das „Ist florirende Leipzig“ —, so würde er höchlichst erstaunen über die große Zahl von Baumeistern, welche die Stadt damals gehabt hat. Was mögen diese Leute alle zu bauen gehabt haben? würde er fragen. Und wie kommt es, daß die allgemeine Kunstgeschichte von keinem einzigen von ihnen Notiz genommen hat? — Sie hatten eben nichts zu bauen, sondern führten den Namen Baumeister nur als einen schönen Titel. Die Ehrenstellen, zu denen ein Leipziger Bürger früher im Regimente der Stadt aufsteigen konnte, waren die eines Ratsverwandten, eines Baumeisters und eines Bürgermeisters; so nämlich hatte man römische Titel senator, aedilis und consul übersetzt. Das Ratskollegium bestand seit 1506 aus dreißig Mitgliedern in drei Abteilungen, und zu jeder Abteilung gehörten zwei Baumeister und ein Bürgermeister. Die Baumeister hatten allerdings die Aufsicht zu führen über die öffentlichen Gebäude der Stadt und deren Benutzung und Verwertung, leiteten auch die Neubauten, welche die Stadt ausführen ließ; aber an architektonische Aufgaben war dabei nicht zu denken. Der wirkliche Stadtbaumeister war im 17. und noch im 18. Jahrhundert der Obervogt, dem der Ratsmüller und der Ratszimmermann zur Seite standen. Über jene Titularbaumeister aber bemerkt die in Form eines Wörterbuchs verfaßte Spottschrift „Leipzig im Profil“ (1799) trocken: „Baumeister. Eine obrigkeitliche Person. Von Baukunst oder Bauwesen ist die Rede gar nicht.“

In der That bietet die ältere Baugeschichte Leipzigs, wenn man sich nicht auf den engen ortsgeschichtlichen, sondern auf einen weiteren kunstgeschichtlichen